Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 3 (1913)

Heft: 52

Artikel: Der Grossrat [Schluss]

Autor: Schibli, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643976

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Großrat.

Ein Idyll von Emil Schibli.

(Preisgekrönte Berner Novelle. Aus dem Wettbewerb der „Berner Woche": 2. Preis.)

4

Der Mond stand über dem Blümlisauer, Wald als der Bub ins Dorf kam. Die Häuser lagen in einem weichen Helldunkel, und aus den Fenstern fiel Lampenschein. Er kam am Hause des Vormundes vorbei und sah das Grittli und seinen Vater und den Fritz am Tische sitzen. Es wollte ihn quälen. Da ging er rasch vorbei zu seiner Mutter. Sie saß in der Stube und strickte an an einem Strumpf für ihn. Miezi, die Katze, lag schnurrend in ihrem Schoß.

Als er eintrat, sprang die Mutter auf, nahm den Buben um den Hals und küßte ihn auf den Mund. Sie bereitete ihm zu essen und brachte ihm, was Gutes in der Küche war. Und während er aß, saß sie ihm gegenüber und schaute ihn unverwandt an. Da sah sie, daß ein schmerzlicher Zug um seinen Mund lag, und fragte ihn nicht darum, sondern ging in seine Kammer hinüber und bereitete ihm sein Bett.

Das Leben ist wie ein rauschendes, schnelles Wasser. Und unser armes und reiches und unser banges und fröhliches Herz, klopft unermüdlich seinen Takt durch alle Stunden des Tages und der Nacht und durch alle Jahre des Daseins. Wir achten kaum darauf. Wir arbeiten und essen und trinken und vergnügen uns auch einwenig. Und viele sehnen sich redlich nach einem wahrhaften, kleinen aber treuen Lebensglück. Weiß Gott, dieses ist das Schwerste und Beste im Leben.

Wie sind es doch einfache und unbesondere Menschen da, in unserer Geschichte. Bis auf den einen, der das höchste will, Künstler werden. Aber es ist nicht dieser allein, der sich sehnt, ein jeder unter ihnen sehnt sich. Einer sehnt sich zurück, und des andern Sehnsucht wandert auf einer unbekannten Straße in ein unbekanntes Land. Sie alle, bis auf den einen, lassen es sich nicht anmerken. Nur in seltenen Feierstunden, wenn die Herzen überquellen, wird ein gemeinsames Fragen und auch ein gemeinsames Hoffen zum lauten Wort.

Der Hans Zbinden wird in diesem Sommer 19 Jahre alt, das Grittli ein paar Monate später auch. Frau Elisabeth wächst ins Schwabenalter hinein. Fritz Bohnenblust konnte das Musizieren nicht mehr lassen und kam deshalb im Seminar nicht mehr weiter. Nun studiert er im Konservatorium zu Frankfurt a. M. Musik. Er kostet seinen Vater viel und sauer verdientes Geld. Aber die Eltern sind von Stolz und Freude erfüllt und erhoffen große Dinge von ihrem Sohn. Und diese beiden alternden Leute sind von denen, deren Sehnsucht auf der weiten unbekannten Straße in das ferne Land geht. Sie halten treu zusammen und werden nicht müde. Der Hans ist immer noch Großrat in Blümlisau. Es zweifelt niemand daran, daß er das wirklich einmal wird, und wenn jemand das Scherzwort spricht, so liegt im Ton eine gewisse Achtung und Ueberzeugung versteckt. Aber das Grittli sagt dieses Wort nie. Nur einmal, als der Hans es um ein einziges, liebes Wort bat, sagte es lachend, „Wenn ich dir einmal Großrat sage, so will ich dein Schatz sein, vorher nicht".

Da ging der Hans betrübt davon und dachte, er hätte da nicht mehr viel zu hoffen. Großrat? Konnte er das wirklich einmal werden? Ja, vielleicht. Aber das lag weit, weit weg. Dazu mußte er in die reifen Mannesjahre hinein wachsen und bis dahin hatte seine Liebe zu dem Grittli ihm das Herz längst verbrannt. Er begriff nicht, daß er so gar keine Gewalt über des Mädchens Sinne hatte. Wie das nur so sein konnte? Er wußte, daß im Dorf manches Meitschi sei, das ihn gerne zum Schatz hätte. Manches hübsche und auch manches reiches Meitschi. Aber diese alle gefielen ihm nicht. Seine Liebe konnte sich von dem Grittli nicht loslösen. So konnte er denn nur hoffen, daß doch einmal die Zeit käme, wo das Mädchen durch seine treue Standhaftigkeit besiegt würde.

Es geschehen manche Dinge in unserem Leben, welche so unvermutet über uns kommen, daß wir darüber den Kopf schütteln und lachen oder weinen, je nachdem.

Im Juli kam der Fritz Bohnenblust heim, um ein paar Ferienwochen in Blümlisau zuzubringen. Er kam aber nicht allein. Er brachte ein hübsches junges Mädchen mit sich, welches er seine Freundin nannte, und welches wie er sagte, eine bedeutende Sängerin würde. Die Blümlisauer munkelten freilich über diese Freundschaft. Aber der Fritz scherte sich nicht darum, er behandelte im Gegenteil jeden so kühl und geringschätzig als er konnte, um nicht offene Feindschaft zu wecken. Auch das Grittli schien er kaum noch zu kennen. Wenn er ihm allein begegnete, so redete er vielleicht ein paar Worte mit ihm, war er aber von seiner Freundin begleitet, so grüßte er nur kurz und leichthin. Und dieser Fritz Bohnenblust, in welchen das Mädchen verschwärmt und verliebt gewesen, war nun schuld daran, daß ihm eine Kruste von dem jungen, blutroten Herzlein schmolz und es die Dinge aus andern Augen zu sehen anfing. Es weinte um den großartigen Musiker ein paar wehleidige und ein paar zornige Tränen. Aber dann kam die gesunde, ehrliche Natur, welche der Vater ihm vererbt hatte, bald zum Durchbruch und es fing an, still über sich zu lächeln, wie ehedem seine Mutter als junge Frau auch getan hatte.

Von dieser Zeit an änderte es sein Benehmen dem Hans gegenüber. Der merkte es mit den feinen Gefühlen des Liebenden bald, und vor Freude darüber, weiß Gott, es ist nicht leicht zu sagen, trank er mit ein paar Freunden mehr als nötig war. Diese wußten freilich nicht warum er das tat. Hernach schämte sich der Hans darüber. Er kam sich vor, wie irgend ein windiger Lumpenhund, da er sich in Zürich schon daran gewöhnt hatte, im Trinken immer mäßig und besonnen zu sein. Denn ein betrunkener Mensch ist ein Aergernis in jeder Hinsicht.

Aber irgend wohin mußte er nun mit seiner jungen, strotzenden Bauernkraft und seinem tollen, verliebten Herzen.

So fing er an, an den Sonntagen in die Berge zu gehen. Und es dauerte nicht lange, da kam er von ihnen nicht wieder los, und er konnte nicht begreifen, wie er, so nahe bei den Stolzen, Hohen und Mächtigen, sie so lange unbeachtet hatte lassen können. Wenn er von seinen Wanderungen heimkam, staubig von der Landstraße, und zündrot im Gesicht vom Firnbrand, brachte das Grittli selber ihm den Kaffee und fragte ihn nach seinen Erlebnissen aus. Und es nahm die Bergblumen, welche er ihm mitbrachte, mit sichtlicher Freude entgegen und stellte sie sogleich sorgsam in frisches Wasser.

Später begleitete es den Hans auf seinen Bergwanderungen. Aber wenn der Bub nun anfing, über die Macht seines Wesens innerlich zu frohlocken, so tat er unrecht daran. Das Grittli war auch auf diesen Wanderungen, obschon freundlich, dennoch stolz und zurückhaltend ihm gegenüber. Es duldete keine seiner versuchten Liebkosungen.

Der Hans war aber ein zu gesunder und im Kern seines Herzens stolzer und ehrlicher Mensch, als daß er darüber betrübt oder gar ärgerlich geworden wäre. Er wußte es doch, daß das Grittli ihn nun, wenn nicht liebte so doch achtete, und wenn er ihm in die Augen sehen konnte, so spielte immer ein Schalk mit der Seele des Mädchens Verstecken. Es war auch so ein gutes, herrliches Wandern; vielleicht das beste Wandern, das es gibt, dieses zweisame, reine und keusche Genießen froher, sonnengoldener und dämmerblauer Stunden. Es liegt wie der Segen Gottes auf solchen Tagen und es fangen quellende Bronnen in uns zu rauschen an.

Es war aber nicht allein dieses, was ihn froh und glücklich machte. Er war in diesem Sommer als Rekrut ausgehoben und einem Bataillon der Gotthardtruppen zugeteilt worden. Wie schwellte ihm die Brust vor Freude und Stolz, wenn er an seine kommende Soldatenzeit dachte! Er liebte sein schönes Vaterland mit Inbrunst und wollte ihm gerne seine junge, gesunde Kraft weihen. Nun war auch noch sein Wunsch erfüllt und er den Gebirgstruppen zugeteilt worden. Das war die wägste und zäheste Kraft des Landes!

Der Herbst kam und brachte dem Bauer reichen Segen. Der Winter kam mit weiten bedächtigen Schritten und streute wie ein stiller, fleißiger Säemann seine Flocken über das Land. Und die Tage fielen immer wieder, wie funkelnde Tropfen eines edlen Weines in den dunklen, kristallenen Becher der Nacht.

So wurde es Frühling. Und der Tag kam, wo der Hans wiederum mit seinem Handköfferlein in das Land hinaus ging. Der Präsident hatte den Braunen eingespannt und ihm das Sonntagsgeschirr angezogen. Die Mutter hatte das schwarzseidene Hochzeitskleid an. Und das Grittli wollte diesmal auch nicht daheim bleiben. Es war heute anzusehen wie Maienlust. Hernach rollte das Wägelein mit den Vieren nach Bern hinein; die Spitalgasse und Marktgasse hinunter und über die Kornhausbrücke der Kaserne zu.

Es wurde beinahe ein fröhlicher Abschied. Selber die Mutter lachte ihrem Buben tapfer ins Gesicht, und es lag ein froher Stolz in ihren Augen, darüber, daß sie dem Vaterland einen so starken und wohlgebauten Buben geben konnte. Das Grittli gab ihm die Hand willig und lange, und als der Hans ihm Lebwohl sagte, zitterte dem Meitschi wahrhaft die Stimme, als es den Gruß zurück gab. „Schreib dann einmal" sagte es noch. Dann schoß ihm eine Blutwelle in das rosenzarte Gesichtlein und es wandte sich schnell von der Gruppe ab, und machte sich mit dem Braunen zu schaffen. Der Präsident drückte dem Hans als Zehrgeld noch einen Hundertfrankenschein in die Hand.

Nein, es ist doch nicht der gleiche Ewigkeitsatem, dieses Tagwerden und Nachtwerden. Was lag heute ein Erleben zwischen Morgen und Abend! Nun war der Tag durchmessen und der Raum durchmessen. Ja, der Raum. Das war es, was den großen Atemzug ausmachte. Jetzt war der Hans mitten in einer fremden, stillen Landschaft. Nur die Berge, welche hier die Hochebene ringsum einschlossen und allem ein seltsam weltabgeschlossenes Wesen gaben, schienen ihm vertraut. Die weißen, schimmernden, hohen Berge.

Es gab in der ersten Zeit heiße, mühevolle Tage. Und mancheinen drückten die ungewohnten harten Anforderungen an den Leib auch in der Seele bös darnieder. Der Hans wurde wohl auch müde, aber nicht so, daß er unter dem Dienste gelitten hätte. Zudem waren ein paar muntere, sangesfrohe Burschen in seinem Schlafsaal. Ein Aargauer hatte eine Handorgel auf seinem Wandbrett über dem Bett stehen. Und ein Berner hatte drei Büchlein des Röseligarten in das Soldatenleben mitgenommen. Dazu kamen noch zwei Zürcher, welche ihre schönen, hellen Stimmen freudig und oft an den alten Schweizerliedern probierten. So gab es ein Quartett zusammen, das bald im ganzen Bataillon und auch im Dorf bekannt war, und in dieser Hinsicht einen guten Ruf genoß. Zu diesen Leuten machte der Hans sich als fünfter hinzu. Er hatte eine weiche, schmiegsame Tenorstimme und war für die mannigfachen Jodler in den Liedern trefflich zu gebrauchen. So vergingen die ersten Wochen in ernster Waffenübung und fröhlichen Feierstunden. Aber dann wurde es anders.

Seit einigen Tagen regnete es ununterbrochen. Aus allen Teilen des Landes kamen Nachrichten von Ueberschwemmungen. Militär mußte aufgeboten werden, um die Wucht des wild gewordenen Elementes zu dämmen. Tiefer unten im Tal brüllte die Reuß und schäumte tosend über ihre Ufer. Notrufe kamen herauf. Eine Kompagnie rückte aus, um zu helfen. Bei diesen Leuten war der Hans. Das Wetter wurde nicht besser. Die Wasser stürzten und brüllten und tobten einher, wie wild gewordene Riesen. Brücken wurden weggerissen und hundertjährige Tannen trieben in den gelben, schmutzigen Wellen. Auch Türen und Dächer von Hütten, und ab und zu ein Stück ersoffenes Vieh.

Die Soldaten wehrten sich wie Helden gegen die Fluten.

Da geschah eines Tages (der Hans wae einer Gruppe von etwa zwanzig Leuten zugeteilt, welche eine Brücke zu bewachen hatten), daß ein Mann von einem treibenden Baume erfaßt worden, und unrettbar verloren gewesen wäre, wenn nicht noch im letzten Moment der Hans ihn hätte erfassen und zurückreißen können. Aber nun vermochte dieser treibende Stamm ihn selber zu erreichen. Eö traf ihn am rechten Bein, und mit solcher Gewalt, daß dieses gebrochen wurde.

Da vergingen dem Hans die Sinne.

Als er wieder zu sich kam, lag er in einem sauberen, weißen Bette in einem großen hellen Saal. Dann kam eine Krankenschwester, lächelte ihm freundlich zu und gab ihm ein Glas Zitronenwasser zu trinken. Das war alles höchst seltsam.

Aber dann besann sich der Hans wieder an das, was vorgefallen war und hatte nun viel Zeit, darüber nachzudenken.

Im Anfang wollte ihn eine schwere, böse Bitternis überkommen. Aber wie er so daran dachte, daß er einem Waffenkameraden das liebe, junge Leben gerettet hatte, ohne daß der ein Stücklein von seinem gesunden Leib einbüßte, da wurde er beinah stolz auf sein schmerzendes, mehrfach gebrochenes Bein.

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er krank im Bette liegen mußte. Auch darein lernte er sich mit Heiterkeit fügen, obschon es keine leichte Sache war.

Draußen rieselten die Regenfäden herab und ein dicker, grauer Nebel strich umher. Es war ein Glück, daß in dem Zimmer noch andere Kranke lagen, mit denen er sich unterhalten konnte. Viele erhielten auch Besuch, und das zu sehen, war immer beruhigend und zerstreuend.

Als der Hans den dritten Tag im Spital lag, lösten sich die Nebel endlich langsam auf und eine starke, herbe Landschaft schaute zu den Fenstern herein. Ein paar Matten zuerst, und dann Felsen, Felsen und Schnee und eben noch ein Stücklein blauer Himmel. Da kam es über den Hans wie leises Heimweh. Aber es war nicht Heimweh nach einem Stück Land, welches man lieb hat, sondern ein tieferes: Heimweh nach dem liebsten Menschen, den man weiß. Nach der Mutter? Der lieben Mutter? Ja auch. Aber über diese Stimme hinweg sang eine andere, lauter und frohlockender. Diese Stimme sang dem Grittli. Und es war ihm, als ob das Mädchen jetzt durch die Saaltüre herein und an sein Bett treten, und ihn fest in die Arme nehmen müßte. Ihr glaubt es nicht, wenn ich es euch sage, weil das erzählte Leben nicht so stark und überzeugend ist, wie das wirkliche. Aber ehe noch eine halbe Stunde über seinem Wunsche vergangen war, ging wahrhaftig die Saaltüre auf, und das Grittli trat an des Kranken Bett. Und nahm ihn fest in die Arme und küßte ihn, ohne Scheu vor den anderen Kranken, weich und heiß auf den Mund und streichelte ihm das lockige Braunhaar. Weil der Hans vor Staunen und Glück kein Wort über die Lippen brachte, mußte das Grittli lachen.

„Mein lieber, lieber Großrat", lachte es, „sag doch deinem Schatz grüeß Gott!"

Da zog der Bub den lieben Mädchenmund wieder zu sich heran und küßte ihn, bis ihm der Atem verging. Und dann ließ er einen so vaterländischen, übermütig hellen und starken Jauchzer los, wie ihn das alte, würdige Spital zu Hochmatt nie zuvor gehört und nie nachher wieder zu hören bekam.

— Ende. —

Ein Berner Silhouetten-Künstler.

Von Dr. C. Benziger.

Zu den ältesten Künsten, die wir kennen, gehört wohl zweifellos die Kunst der Silhouette. Schon die Alten haben sie mit Vorliebe verwendet. Man würde also eigentlich besser tun, den Namen ihres Paten, des allzusparsamen Finanzministers Etienne de Silhouette, nach dem man schließlich alles Einfache, Bescheidene à la Silhouette benannte, beiseite zu lassen und das gute deutsche Wort „Schattenriß" dafür zu wählen. Als Typus unseres heutigen Silhouettenbegriffes kommt freilich nur jene Zeit vor reichlich hundert Jahren in Betracht, als die Silhouette ihren Namen erhielt, und somit auch dieser Name seine Berechtigung.

Schattenrisse des Landwirts Regez in Diemtigen.

Immer wird man die Vergangenheit des Schattenbildes im Auge behalten müssen, wenn man sich für ihre Zukunft interessiert. Und wenn der Leser sie auch nur für ein lustiges Spiel hält, so darf er nie vergessen, daß wir diese Kunst immer noch sinnreicher ausbilden können, sofern wir nicht versuchen, dieselbe genau so zu betreiben, wie unsere Großeltern sie gepflegt haben. Wenn also der Stil der alten Silhouette nicht einfach beibehalten werden kann, so dürften doch die künstlerisch vollendeten Arbeiten der Frühzeit uns auch heute noch zu mancher gelungenen Arbeit inspirieren. In diesem Sinne verdient die Kunst des einstigen Schattenbildes noch volle Beachtung. Die Sprache der Schere wird heute viel mehr als je ihre eigene Interpretation suchen müssen, die Künstlerindividualität wird noch viel mehr als früher zu voller Geltung kommen können, wir werden im Schattenrisse gerade so gut wie anderswo in der Kunst die modernsten Ausdrucksweisen wiederfinden, trachten wir nur, eine angewandte Schattenkunst ins Leben zu rufen, denn nur sie wird dieser an sich brotlosen Kunst Möglichkeiten mannigfacher und nützlicher Verwendung bieten.

Aus der bescheidenen, anfänglich geringschätzig behandelten Silhouette hatte sich bald am Ausgange des 18. Jahrhunderts nicht nur eine weitverzweigte Mode, sondern auch ein eigentlicher Kunstzweig gebildet, der seine eigenen Lehrmethoden besaß. In Modebildern und Almanachen wurden die beliebten Kupferstiche vielfach verdrängt, in jedem Hause hingen die Angehörigen und Freunde in langen Reihen von Schattenbildern an der Wand. Die Bemittelten zogen dem bloßen Porträte das Gruppenbild vor. Die leichte, fast mühelose Art der Anfertigung verschaffte dieser zarten Kunst viele Freunde. Künstler und Dilettanten haben sich damit einläßlich beschäftigt, sie waren es auch, die wohl die schönsten und besten Resultate erzielt haben. Daneben